

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Dunder 1914.)

(Schluß.)

Und so verging der Tag; und so sank die Nacht — und dann kam die Stunde, da der Monsieur de Marsillargues dem Monsieur Bourdin erklärte, nach der scharfen Sitzung hinterm Wein müsse er sich noch eine Stunde in der wundervollen Abendluft ergehen. Wollte dabei noch einmal die Angelegenheit wegen Ankauf des Steinbruches „Bon espoir“ sich durchdenken, einen endgültigen Entschluß fassen, morgen früh dem Wirt seine Entscheidung mitteilen.

Monsieur Bourdin diente hinter ihm her. Alphonse de Marsillargues reicht ihm — was noch nie gesehen — die Hand zum Abschied; schlenderte durch die Hauptstraße von Batry; verlor sich nach links, wo der Feldweg gegen St. Chamant zu liegt.

Als er aus Sichtweite der Stadt, als er sicher war, daß niemand ihn beobachten konnte, fiel die Maske ab. In seinen Zügen eingegraben zitterte jetzt die Bitterkeit nach der nahenden Katastrophe, die er selbst heraufbeschwören wollte. Scharfer griff er aus, haßte zuletzt den Weg entlang.

Tief und schwer schattete der Abend über dem Lande. Ein scharfer Wind hatte sich aufgemacht, ruschelte in den sich entblätternden Baumkronen, schlüpfte wie ein schmieriger Fuchs durch das Wiesengras am Begrain. Jemandwo schrie ein Mädchen seine Liebessehnsucht in die Nacht hinaus — gräßlich der Schrei; wie wenn ein Wind unter würgenden Mörderhänden verendet... Alphonse de Marsillargues lächelte dazu. Ihm dünkte es die passende Musik zu diesem Abend. Da — vor ihm... der Steinbruch. Wie ein gähnendes schwarzes Ungeheuer dunkelte er ihm entgegen. Alphonse de Marsillargues zögerte keine Sekunde; sein Weg verlief sich zwischen den zerplatzten Felsblöcken. Er kannte hier jede Schrittweite, bedurfte keines Lichts, um sich zurechtzufinden.

Der geheime Gang nahm ihn auf. Schritt um Schritt tastete er sich vorwärts durch die rabenschwarze Finsternis. Fast eine Stunde verging so, bis er den Seitenteller betrat. Der war leer.

Standen doch die achtzig geöffnerten Dynamitkisten bereits an den Wänden des Hauptkellers nebeneinander aufgereiht. Jetzt galt es nur noch, das Werk zu vollenden, sie einzeln durch Kapidschnüre miteinander in Verbindung zu bringen — eine Arbeit weniger Minuten, die er bei der hellbrennenden Kerze ausführte.

Nun waren alle Vorbereitungen getroffen. Er steckte die Kerze in einen Holzblock, bohrte etwa in der Mitte derselben ein Loch quer hindurch, das direkt am Docht vorbeiging. Durch dies Loch zog er das Ende des Zünd-

schnurbündels, stellte die Kerze mit ihrem Holzblock auf den Kellerboden.

Nun gab es nichts mehr für ihn zu tun, als sich selbst in Sicherheit zu bringen. Hinreichende Zeit stand ihm zur Verfügung. Etwa zwei Stunden würde es dauern, bis die Kerze soweit heruntergebrannt war, daß sie das Zündschnurbündel erreichte. Dann allerdings bedurfte es nur noch des Bruchteils einer Sekunde... ein Zündkerzen sprang an den Zündschnüren auf, huschte sie entlang — und wenn sich der ohrenbetäubende Donner der Explosion verzogen, wenn Qualm und Rauch verweht war... dann mußte das Kavalerhaus von St. Chamant mit allem, was in ihm lebte und atmete, vom Erdboden weggrasirt sein.

Er stand — die Arme übereinandergeschlagen und starrte auf die Kerze hinab; hell und ruhig brannte sie, tauchte das riesige düstere Biered des Kellers in weiches verführendes Licht.

Seltzam pridelnd das Bewußtsein der granenhaften Gefahr, die ihn umlaurerte. Er brauchte jetzt nur eine unvorsichtige Bewegung zu machen, mit dem Fuß gegen den Holzblock zu stoßen — dann — dann... aber er lächelte nur. Er dachte: — wenn es soweit ist, dann sitz ich schon wieder mit Monsieur Bourdin hinter einer Flasche Burgunder; und mitten in unser behagliches Gespräch hinein kommt dann wohl irgendwoher aus der Nacht dumpfdröhnender Donner, den niemand zu erklären vermag. So wird es sein. Und der behäbige Bourdin wird mir mit seiner weinseitigen Stimme Klarzumachen suchen, daß die Deutschen wieder einmal einen nächtlichen Massenvorstoß am Rhein-Marne-Kanal unternehmen. Und ich werde diese Theorie bestätigen und werde lächeln und an das Kavalerhaus von St. Chamant denken.

So arbeitete sein Gehirn und das Lächeln stand schon jetzt in seinen Zügen eingegraben. Und mit diesem Lächeln wandte er sich ab, langsam den Keller zu verlassen.

Und tat ein, zwei Schritt... da riß es ihn herum. Eine Stimme war hinter ihm aufgesprungen — kalt, knapp, herrisch:

Galt!

Hinter dem Gerümpel von verblühten Dekorationsstoffen und alten Möbeln hatte sich eine Gestalt erhoben, war in kühnem Satz über eine Dynamitkiste gesprungen. Auf Armeslänge standen sie sich gegenüber — der Rittmeister Eberhard Brünnow und Alphonse de Marsillargues.

Augen, die sich stahlhart, gierig ineinander verankerten — Nerven, die im Gewirr der Schläfenadern, in den Fäusten zitterten — jagender Atem, der durcheinander flackerte... zwischen ihnen brannte das Licht hell und ruhig.

Eine Sekunde war das so, daß Alphonse de Marsillargues dem bayerischen Reiter wie in willenloser Lähmung gegenüberstand... dann eine blitzschnelle Mißwärtswendung des Körpers, ein saßenartiges Zusammenbuden — in laugen Säßen stürmte er der Durchbruchsstelle

der Zwischenwand zu, um in dem Nebenkeller unterzutauchen; hatte dabei instinktiv den Revolver aus der Tasche gerissen.

Ein Schritt noch trennte ihn von der rettenden Zwischenwand — als in der Durchbruchöffnung ein Mann auftauchte — jener Mann, den er am wenigsten hier vermutet — jener Mann, dem seit Wochen seine Totfeindschaft galt . . . der Doktor Paul Darragon.

Stand da — das Haar wirr und sträubig über den Kopf zurückgestrichen; klein, unterseht, finster, entschlossen.

Und ehe der Eberhard Brünnow sich noch aus seiner Erstarrung zu lösen, ehe er noch dem Fliehenden nachzusetzen vermochte . . . dröhnte das Kellergewölbe wider vom Hall zweier Schüsse.

Dann nur noch dumpfes Röcheln, das Hin und Herwerfen eines sich bäumenden Körpers.

Wielange der Eberhard Brünnow reglos gestanden — er hat sich später nie darüber Rechenschaft zu geben vermocht.

Es dauerte lange, bis er sich niederbeugte, die Händschuüre aus dem Licht herausriß, dies emporhob, mit ihm zu der Durchbruchstelle der Zwischenwand trat.

Der Doktor Darragon mußte sofort tot gewesen sein. Die Kugel des ehemaligen Freundes und Kampfanen hatte ihn mitten in die Stirn getroffen — Alphonse de Marsillargues lag in den letzten Zügen; unter dem Herzen quoll durch die Kleidung seines hellroten Blutgerinnsel. Sekunden nur konnte es noch dauern — dann war auch das vorüber.

Ob der kleine Doktor von dem Treiben Alphonse de Marsillargues etwas gewußt, ob nur der Zufall ihn den Steinbruch „Bon espoir“ und den geheimen Gang hat entdecken lassen, ob ein blindes Walten des Zufalls ihn gerade in dieser verhängnisvollen Stunde hierherführte — es ist unaufgeklärt geblieben; er hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen.

Am nächsten Vormittag stand der Rittmeister Brünnow vor der jungen Marquise von St. Chamant.

Sie hatte ihn herübergebeten, um aus seinem eigenen Munde zu hören, was ihr als wildes Gerücht von dem alten Frederic, von Marguerite Barrel zugetragen.

Sie war leichenblass, aber völlig gefaßt.

Sie duldete, daß er ihr die Hand lästete, sie bot ihm einen Sessel an, ließ sich Bericht erstatten. Nicht die kleinste Einzelheit durfte der Rittmeister ihr vorenthalten.

Nicht mit einer Silbe unterbrach sie ihn. Nur — als er mit seinem Rapport zuende, legte sie die Stirn in die Hand, sah minutenlang in dumpfes Sinnen versunken.

Langsam, fast zögernd hob sie wieder den Kopf.

„Das ist alles, Herr Rittmeister?“

„Alles, gnädigste Marquise.“

„Was müssen Sie von mir halten?“

„Ich verstehe nicht.“

Sie bog wie gequält den Kopf ein wenig zur Seite.

Ihre Stimme schwankte etwas.

„Daß solch ein Mensch mein Bettler war! Daß er in meinem Hause aus- und eingehen durfte! Daß er an meinem Tisch saß, zu meinen Räumen Zutritt hatte!“

Da rann ein seltsamer Ausdruck über die männlich festen Züge des Bayern — fast ein verstecktes Lächeln.

„Nehmen Sie immerhin an, gnädigste Marquise — er handelte unter der suggestiven Gewalt eines Vaterlandsgefühles. Und wenn dieser Patriotismus etwas — e — ich gese ungewöhnliche Formen annahm, dann liegt die Erklärung dafür wohl in der überhitzten leidenschaftlichen Atmosphäre dieses ganzen Landes begründet. Sie, gnädigste Marquise, in Ihrem unbestechlichen Rechtsgefühl nennen seine Tat vielleicht ein Verbrechen — ich aber und wir alle drüben im Kavalerhause denken ruhiger darüber. Auch Alphonse de Marsillargues war ein Patriot — zumindest ein Chauvinist. Diese Illusion wenigstens möcht ich Ihnen erhalten. Außerdem, gnädigste Marquise wissen ja — de mortuis nil nisi bene! Mögen seine Absichten nun loyal oder nicht genannt werden — er besaß Mut genug, sie in die Tat umzusetzen. Er besaß Geschmad genug, als Mann zu sterben. Und ich meine, gerade in der heutigen Zeit steht diese Art des Todes am höchsten im Kurse!“

„Weshalb sagen Sie mir das alles, Herr Rittmeister?“

„Weshalb suchen Sie in übertriebener Hochherzigkeit eine Tat menschlich zu entschuldigen, die ja doch nur und nur ein Verbrechen genannt werden kann?“

Und er darauf ohne Besinnen:

„Weil ich Sie davor bewahren will, gnädigste Marquise, daß Sie von St. Chamant häßliche Erinnerungen mitnehmen. Weil ich möchte, daß Sie sich reinen Herzens Ihrer Rückkehr in die deutsche Heimat freuen.“

Und als sie nur eine unruhige Bewegung machte, fuhr er eindringlicher fort:

„Jetzt, da Mademoiselle Barrel genesen ist, steht dem baldigen Verlassen St. Chamants ja nichts mehr im Wege. Auch ich werde nur noch wenige Tage hier bleiben; ich habe meine Verletzung an die Ostfront unter Beförderung zum Major erhalten und darf hoffentlich den Sturm auf Warschau mitmachen.“

„Ich werde Frankreich dankbar Erinnerungen bewahren. Es ist ein Land von bizarrer Eigenarten und mancher Reize — nur muß man diese Eigenarten nicht immer unter der starren deutschen Perspektive betrachten.“

Sie hatte sich müd erhoben. Sie mochte seiner letzten Worte nicht mehr geachtet haben; sie stieß rasch und unbedacht hervor:

„Schon nächster Tage verlassen Sie St. Chamant, Herr Major?“

Auch der bayerische Reiter war aufgestanden. Er stand vor ihr in respektvoller Distanz. Seine Linko unklammerte den Säbelgriff. Seine Stimme war beherrscht und ruhig.

„Vielleicht übernächste Woche, gnädigste Marquise — vielleicht auch schon eher.“

Sie wußte nichts von der schmerzhaften Spannung, die über ihren Zügen lag. Sie wußte nicht, daß es bang und verstört klang, als sie flüsterte:

„Wir werden dann bald Abschied voneinander nehmen müssen, Herr Major.“

„Und es soll ein Abschied werden ohne die Hoffnung auf ein Wiedersehen?“

Er sah zu Boden. Lange Zeit. Endlich hob er wieder den Kopf. Seine Augen suchten klar und fest die ihrigen.

„Gnädigste Marquise — der Winter steht vor der Tür und ich gehe nach dem Osten. Ich werde in den russischen Schneefeldern oft an das sonnige Frankreich mich erinnern. Geben Sie mir die Erlaubnis, dann auch an Sie zu denken.“

Sie vermochte nicht seinen Augen standzuhalten. Sie wandte sich ab — halb dem Fenster zu. Der Major Brünnow sah die edelgeschmittenen, vornehme Profilinie ihres Gesichts; sah spielende Lichter, die durch ihr lockiges Haar irrten, sich im Nacken verloren; sah, wie ihre Schultern in mühsam beherrschter Erregung zuckten. Das riß ihn zusammen. Er gab sich nicht Rechenschaft über das, was er tat. Es war da ein Zwang, eine Gewalt, ein Bann.

Er folgte ihr; er stand dicht an ihrer Seite; er bog sich vor und murmelte zwischen den Zähnen:

„Jutta — Sie antworten mir nicht; Sie schweigen.“

„Ich aber will noch mehr als nur Ihre Erlaubnis . . . ich will ein Recht darauf haben, an Sie zu denken. Wollen Sie mir dieses Recht geben? Wollen Sie einen Mann sehr glücklich machen? Wollen Sie ihm den Weg zeigen, auf dem er zu des Lebens tiefstem Weisheitsschluß gelangt?“

Da wandte sie sich zurück. Wie in wachen taumelartigen Halbräumen irrte ein Lächeln um ihren Mund. Und hob beide Hände gegen ihn: — wehrend, gewährend.

Da riß er sie an sich.

Sie hatte den Kopf an seiner Brust vergraben. Sie atmete ganz leise.

Und in der großen Stille, die um sie beide war, hörte er den Schlag ihres Herzens — dieses Herzens, das fortan nur für ihn leben würde.

Dantes Hölle in Rußland.

Unter dieser Ueberschrift schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“:

Alle Schrecken, alle schauerhaften Schilderungen über die Lage der Kriegsgefangenen in Rußland werden übertrroffen durch einwandfreie Berichte, die von wenigen, glücklich den Orten des Grauens entflohenen Gefangenen erstattet und erst unlängst zur Kenntnis der deutschen Regierung gelangt sind.

In den ungeheuren Gebieten Rußlands gibt es weite Landstrecken, in die noch nie während des Krieges der Fuß eines Neutralen getreten ist.

Der Vorwand „Militärische Rücksichten“ bildet den Kiesel, um diese Welt abzuschließen von jeder Kontrolle durch Neutralität, von jeder Liebestätigkeit, von jeder Aufsicht.

Preisgegeben schändlichen Blutausgüssen von Unternehmern, nicht bewacht, sondern wie Sklaven geknechtet von unaktivierten

Gorden von Fischerfellen und Kosaken, gehen in den Distrikten an der Dlonoy-Murman-Eisenbahn und im Gouvernement Wjatka Tausende von deutschen und österröschischen Kriegs- und Zivilgefangenen unter so grauenhaften Umständen dem sicheren Tode entgegen, daß der menschliche Geist sich sträubt, von diesem Blend sich eine Vorstellung zu machen. In der Tat, wenn es eine Hölle auf Erden gibt: dort ist die Hölle! Ein kurzer Auszug aus den umfangreichen Berichten wird diese bestatigen:

An der Dlonoy-Murmanbahn arbeiten Tausende armer Menschen, die als Sclaven für ihr Vaterland gekämpft haben, halb nackt, bei Tag und bei Nacht, im Winter bei einer Kälte von oft mehr als vierzig Grad Reaumur unbarmherzig zur Arbeit getrieben, bis sie unter qualvollen Schmerzen zusammenbrechen, um ihr Leben unter den Streichen der entmenschten Peiniger auszuhauchen.

Durch Urwald und tiefen Sumpf wird die Bahn gebaut. Die Gefangenen, die dorthin geschleppt wurden, sind in Hütten oder Baracken untergebracht, die so niedrig sind, daß ein Aufrichten auf der Holzbrücke, auf der sie ohne Stroh oder Decke liegen müssen, nicht möglich ist. Fenster sind nicht vorhanden, eine Lüftung der Räume wird lediglich durch das schadhafte Dach ermöglicht, durch das der Regen eindringt. Alles wird durchdränzt und die frierenden Leute sind den schwersten Erkrankungen preisgegeben. Kleidung, Wäsche und Schuhe erhalten die Gefangenen nicht, so daß alle in Lumpen und Regen gekillt sind, durch die man den bloßen Körper sieht, oft barfuß, im Winter bei strengster Kälte, müssen sie in Sämlingen arbeiten, die Frühjahr und Sommer todbringende Dünste ausströmen. Die schlechte und gänzlich ungenügende Ernährung hat schwere Krankheiten zur Folge. Von den ersten fünfzehntausend Mann, die dorthin geschafft wurden, starben Tausende im Laufe des Sommers. Die noch lebenden sind infolge ihrer Krankheiten kaum noch wandelnde Leichen zu nennen. Die neu hinzukommenden Gefangenen werden durch die Kranken angeleckt; kaum eine einzige Baracke ist vorhanden, in der nicht Lungentranke langsam dahinsiechen oder in der durch schrecklich blutende und eiternde Storbiswunden entstellte Menschen das Entsetzen und Mitleid herausfordern. Ein eigentliches Krankenhaus ist auf dem ganzen ausgedehnten Gebiet nicht vorhanden. Alle hundert Kilometer wohnt ein Arzt; dieser soll Tausende von Menschen behandeln! So liegen die an schwerem Rheumatismus und Lungenschwindsucht leidenden und mit Wunden bedeckten Menschen monatelang auf nackten Brettern, ohne Hilfe! Menschen, deren Lippen und Gummien erglänzt sind und bluten — bei manchen können sogar die gesunden Zähne mit den Fingern leicht herausgenommen werden — erhalten keine andere Kost als hartes Schwarzbrot und Nohlsuppe, bis sie der Tod aus ihrer schrecklichen Lage erlöst.

Die Sterblichkeit unter diesen elendesten aller Menschen ist ungeheuer groß. Die Toten werden, oft erst nach Tagen, im Winter nach Monden, naht wie Holz auf einen Wagen geladen und in den Wald gefahren, wo sie namenlos verscharrt werden.

Die Arbeitszeit dauert, auch an Sonn- und Feiertagen, von morgens viereinhalb bis acht Uhr abends, ohne Ruhepause. Wehe dem Armen, der nur einen Augenblick ausruhen will! Unbarmherzig fassen die Peitschen der Fischerfellen und der entmenschten Arbeitgeber auf den Unglücklichen nieder, bis er ohnmächtig, oft tot liegen bleibt. „Man wird buchstäblich zu Tode geprügelt!“ sagt ein Zeuge.

Der Arbeitgeber Anapolski hat verschiedene derartige Morde auf dem Gewissen. Mit Geißeln bedeckte und frange Gefangene werden unter seiner Aufsicht mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben und dazu noch von den Juden Winnil und Friedmann um ihren Lohn betrogen. Beinahe noch schlimmer als diese treibt es der Arbeitgeber Bondarenko, von dem wir später noch hören werden. In Janimpol ist der Wärter Kisse berichtigt. Einer der Landesvorsteher hat den Fischerfellen befohlen, die Kriegsgefangenen soviel als möglich zu prügeln; er drohte den Aufsehern mit den Worten: „Wenn Ihr die Gefangenen nicht schlägt, werde ich Euch prügeln!“

Zu den mit Peitschenhieben zur Arbeit getriebenen, schwerkranken Gefangenen sagte der Arbeitsvorsteher Gustin: „Ich werde Euch hier alle gesund machen, bis Ihr kriecht.“

Eine Bestie in Menschengestalt ist der Arbeitgeber Musikow. Nicht nur, daß er die armen Menschen zu Krüppeln prügeln läßt, betrügt er sie zu seinem Vorteil noch um ihr lärgliches Stien. In Kaniselsa werden die Gefangenen fast nackt zur Arbeit getrieben, so daß Arme und Beine erfrieren und schwarz werden.

Als solche Leute dann starben, sagte der Arbeitgeber Bodaunow zu den Kriegsgefangenen: „Es ist für Euch besser, wenn Ihr bei der Arbeit kriecht, als in den Paraden.“ Gleich gräßlich sind Zustände und Behandlung der Kriegsgefangenen auf allen anderen Arbeitsstellen: nicht weniger grauenhaft wird in Masselnaja, Medweje-Gora, Corda in Kem und auf der Strecke nach Schurja verfahren.

Noch schlimmere Zustände herrschen auf den zu den Ischewwerken gehörenden Hörsereien, die der Leitung des Generals Alexander Grigorjewitsch Dubnitski unterstehen. Auf diesen haben es die Vorsteher Iwan Waslawitsch und Michael Feodorowitsch Babuschkin mit ihren Gehilfen und Kreaturen, Leutnant Alexander Brjalskiw und Alexander Platonowitsch Gorschlow, so toll getrieben, daß sich sogar russische Soldaten geweigert haben, weiter-

hin dort Dienst zu tun, weil sie die Schweißlichkeiten nicht mehr mit ansehen konnten.

Die Gefangenen haben auch hier auf dem ganzen Körper schreckliche Wunden, die voll Ungeziefer wimmeln. Wasser gibt es nicht, walden müssen sich die Leute mit schmutzigem Schnee. Dysenterie und Hungertodnis wüten hier in schrecklicher Weise. Ohne ärztliche Behandlung auf Britischen ohne Deden, ohne Wäsche liegen hier zum Teil mit eiternden und ausgeflohenen Augen, abgebrochenen und abgefallenen Gliedern, mit gebrochenen Rippen, dazwischen Geistesgekörtte, im ganzen zweihundertvierzig Kriegsgefangene in einem Raum, der nur für fünfzig oder sechzig Mann Platz bietet.

Die grundlos verhängten Strafen sind so barbarisch, daß selbst die russischen Landsturmlente es eher vorziehen, an die Front geschickt zu werden, als die Heufersknechte dieser Scheusalte zu spielen. Namen und Wohnort dieser Soldaten sind bekannt.

So ließ Babuschkin einmal 250 Gefangene mit Peitschen in einen Raum hineinprügeln, der kaum hundert Menschen faßt. Türen und Fenster wurden mit Brettern vernagelt. In dieser Lage mußten die Kerker bei schrecklicher Hitze 26 Stunden ohne Nahrung oder Wasser aushalten. Der größte Teil der schon vorher Kranken Menschen war beim Definieren der Baracke bewußtlos. Die anderen ured win unmenschlichster Weise verprügelt. Eine andere Strafe ist das Einperren in einer tiefen nassen Erdgrube, in der die Leute ohne jedes Licht mehrere Tage mit einem Stück Brot und Wasser aushalten müssen. Gorschlow selbst hat Leute mit Eisenketten ins Gesicht geschlagen. Eine ganze Reihe von Namen und Adressen von Zeugen ist bekannt, die bestatigen können, in welcher schenßlicher und gemeiner Weise die Kriegsgefangenen dort behandelt werden. Diese Leute bestatigen sogar, daß die Gefangenen sich genötigt sahen, das Fleisch kriepierter Bunde zu essen, wenn sie nicht einfach verhungern wollten. Der Abhilfe zu schaffen, ist General Dubnitski weder fähig, noch hat er hierzu den guten Willen. Int Gegenteil, Leute, die sich über diese unmenschliche Behandlung zu beschweren wagen, werden einfach ermordet oder verschwinden spurlos.

Den Sammelort für alle jene Unglücklichen, die wegen vollständiger Arbeitsunfähigkeit an den Arbeitsstellen an der Murmanbahn zurücktransportiert sind, bildet Kotelnitich im Gouvernement Wjatka. Hunderte von schwerkranken Menschen liegen dort in einem fürchterlichen Zustande in den drei sogenannten Hospitälern. Zu Krüppeln geschlagene Menschen mit abgefrorenen Händen, Füßen, Ohren und Nasen warten ohne jede ärztliche Hilfe auf den Tod. An Stelle der Hände haben manche nur noch schwarze Knochenstümpfe. In solchem Zustand wurden diese Kerker von den Arbeitsstellen geschickt.

In diese Hospitäler, in denen die Gefangenen noch hilfs- und rechtlos sind als auf den Arbeitsstellen, werden auf unendlich langem Bahntransport nur die allerunglücklichen gebracht. In ungeheizte Viehwaagen werden Schwerkranken ohne Stroh und Decken hineingestopft, so daß es vorgekommen ist, daß der größte Teil dieser im Sterben liegenden Menschen das Ziel überhaupt nie erreicht hat. Die Leichen wurden durch die Wachmannschaften einfach zum Wagen hinausgeworfen. Andere Gefangene werden auf dem Transport wie Holz quer über einen Wagen gelegt und herangefahren. Wenn gar die Schlitten oder Wagen bei den äußerst schlechten Wegeverhältnissen umkippen, dann wird die stöhnende und schreiende Last von den entmenschten Wächtern ohne jede Rücksicht in roher Weise wieder aufgepackt. Nach den Aussagen des Arztes hat kaum einer dieser unglücklichen Menschen die Aussicht, mit dem Leben davonzukommen; denn Flecktyphus, Dysenterie und andere Infektionskrankheiten nehmen so schnell überhand, daß nach dem eigenen Ausbruch dieses Arztes neunzig Prozent der Belegstärke eines solchen Lazarettes in kürzester Zeit stirbt.

Solange einer dieser schwerkranken Menschen überhaupt noch bewegungsfähig ist, wird er selbst hier noch mit Kolbenschlägen und Peitschenhieben unbarmherzig zur Arbeit getrieben. Auch in anderen Orten des Gouvernements Wjatka herrschen empörende Zustände. Im Orkowschen Kreise ist sogar der frühere Geisliche und jetzige Polizeibeamte Misjutin für die grauiame Behandlung, die er den Kriegsgefangenen angedeihen läßt, als „sehr tüchtiger Beamter ausgezeichnet worden. Ein ganz fürchterliches Regiment herrscht auch bei den Arbeitgebern Bondarenko und Musikow, die nebst ihren Gehilfen Kostrakow und Sokolow als wahre Bestien in Menschengestalt haufen und die rohen und unbarmherzigen Fischerfellen zu immer größeren Grausamkeiten antreiben.

Nur den unerhörten Quälereien dieser Kreaturen ist es zuzuschreiben, daß dort täglich bis zu 30 Mann unter schmerzlichen sterben. In der Stadt Naransk wüdet der Hauptmann Barbuschewski. Die ihm unterstellten kriegsgefangenen Offiziere sind in einem engen, jeder Beschreibung spottenden Raum eingesperrt, den sie nur morgens in der Zeit von 9—10 Uhr verlassen dürfen. Die Fenster müssen bei Androhung strenger Strafen im Uebertretungsfall stets geschlossen bleiben. Auch dort peinigt die Wachmannschaft die Leute durch fortwährendes Schlagen und Peitschen bis aufs Blut. In Urgum sind infolge der fürchterlichen hygienischen Zustände und mangels ärztlicher Fürsorge im Laufe zweier Monate 3000 Gefangene an Typhus gestorben.

In der früher für Verbannte bestimmten Sumpfggend von Stobol sind etwa viertausend Kriegsgefangene unter den unglück-

hohen Verhältnissen untergebracht, in dem Orte Boloma hat der Polizeivorsteher Kalkow öffentlich erklärt, daß die Kriegsgefangenen Feinde seien, und daß man sie daher wie Hunde erschlagen solle. Für jedes kleine Vergehen werden sie, mit einem Strud um den Hals, in das Gefängnis geschleppt. Auf der Fabrik Belochonitschen Rabons ist es sogar mehrmals vorgekommen, daß auf Anstiften des Polizeivorstehers Britajew Kriegsgefangene ermordet und eine größere Anzahl von ihnen durch betrunkenen Wachtente schwerverwundet worden sind.

Der Kommandant des Moskauer Militärbezirks Sandekli hat durch öffentlichen Befehl aufs strengste verboten, Kriegsgefangene, insbesondere aber Offiziere, menschlich zu behandeln. Daher kann es nicht weiter wundernehmen, wenn der Rat bei der Gouvernementsverwaltung Kaschewski, der größte Unmensch im Gouvernemente Wjatka, willkürlich über Leben und Tod gebietet, und daß seine Untergebenen mit ihm selbst darin weiterfahren, die Kriegsgefangenen auf die unmenschlichste Art langsam zu Tode zu quälen.

Noch viele Einzelheiten, noch viele Namen könnten aufgeführt werden. Alle geben das gleiche Bild der verbrecherischen russischen Verwaltung. Unbekümmert um etwaige Folgen hat die russische Regierung viele Monate lang die Dinge ihren Lauf nehmen lassen. Erst in allerneuester Zeit scheint sie sich auf dringende Vorstellung ihrer Verantwortung bewußt geworden zu sein. Werden die in Aussicht genommenen Verbesserungen wirklich durchgeführt? Werden sie von Dauer sein? Wer will es feststellen? Wer davon Kunde bringen?

Eines soll die russische Regierung bedenken, ehe sie fortfährt, durch gänzliche Mißachtung der Gesetze der Menschlichkeit viele Tausende von Gefangenen zu verurteilen: Eine jede Schuld rächt sich auf Erden! Die Gerechtigkeit schreit zum Himmel. Noch niemals ist in der Weltgeschichte solche Bestialität vorgekommen.

Das öffentliche Gewissen der Welt wird aufgerufen werden gegen eine Regierung und ein Land, wo solche Schandthaten sich ereignen.

Auch aus den Knochen dieser armen hingenordeten Gefangenen wird einst ein Räuber erheben. Die Behandlung der Kriegsgefangenen in diesem Kriege wird für Rußland ein ewiger Schandfleck bleiben. Mit Abscheu und Empörung sollte sich die ganze zivilisierte Menschheit von solchem Lande abwenden.

Die deutsche Regierung hat gegen diese furchtbaren Zustände bei der russischen Regierung energischen Einspruch erhoben und unverzügliche Abstellung gefordert. Der russischen Regierung ist ferner mitgeteilt worden, daß, wenn bis zu einem bestimmten Zeitpunkt keine befriedigende Antwort eingetroffen ist, die deutsche Regierung Gegenmaßnahmen ergreifen wird. Außerdem sind bedeutende Geldmittel zur Linderung der Not an die Schutzmächte in Petersburg überwiesen worden.

Vermischtes.

* Eine mathematische Nuß. Es ist mitunter sehr interessant, zu wissen, an welchem Wochentage das eine oder andere Ereignis stattgefunden hat oder stattfinden wird. Will zum Beispiel jemand wissen, an welchem Tage die Schlacht bei Sedan geschlagen wurde (2. September 1870), oder an welchem Wochentage er eigentlich geboren wurde, oder auf welchen Wochentag im Jahre 1920 das Weihnachtstfest fällt, so bedarf es keinerlei mühsamer Nachforschung in alten oder neuen Kalendern, Bücherverken usw., es genügt vielmehr eine höchst einfache Berechnung, die man sich irgendwo aufnotieren sollte. Die kurze Regel lautet: Man addiere 1. die gesamte Jahreszahl, 2. den vierten Teil davon (der Rest bleibt ganz unberücksichtigt) und 3. den vierten Teil des geschriebenen Jahrhunderts (Rest bleibt wieder unberücksichtigt) und 4. die laufende Zahl des Jahrestages. Von dieser Summe zieht man 5. die Zahl des geschriebenen Jahrhunderts ab und dividiert zuletzt durch 7. Was dabei herauskommt, ist belanglos. Lediglich der bei der Division verbliebene Rest erfordert Beachtung und gibt ohne weiteres den gesuchten Wochentag an, insofern die Restzahlen 1 bis 6 den Wochentagen vom Sonntag bis Freitag entsprechen, 0, also kein Rest, bedeutet Samstag. Das ist das ganze Geheimnis, und jede gestellte Aufgabe bezüglich der Bestimmung eines Wochentages läßt sich auf diese Weise leicht und schnell lösen.

Zum Beispiel: An welchem Wochentage war die Schlacht bei Sedan?

1. Jahreszahl	1870
2. Ein Viertel davon	467 (Rest weg)
3. Ein Viertel des geschriebenen Jahrhunderts	4 (Rest weg)
4. Laufende Zahl des Jahrestages	245
	2586
5. Hiervon ab: Zahl des geschriebenen Jahrhunderts	18
	2568 : 7
6. Dividiert durch 7	366 Rest 6

Nach obigen Angaben bedeutet die 6 Freitag. Tatsächlich wurde die Schlacht bei Sedan an einem Freitag geschlagen bezw. beendet. — Man probiere jedes beliebige Datum.

* Geschmolzenes Holz. So merkwürdig und unwahrscheinlich es auch im Hinblick auf die Brennbarkeit des Holzes

lingen mag, es gibt tatsächlich ein Holzmaterial, das als „geschmolzenes Holz“ zu bezeichnen ist. Vom chemischen Standpunkt ersehen der Gedanke, Holz zu schmelzen, läßt sich nicht mehr widersinnig, und das hierzu notwendige Verfahren ist verhältnismäßig einfach. Wie die „Holzwelt“ erklärt, müssen vor dem eigentlichen Schmelzprozeß die organischen Säuren, die Kies- und Schwefelverbindungen, die Phosphate, Chlorverbindungen, Kohlenwasserstoffe und alle sonstigen verdampfbaren Stoffe, die das Holz enthält, entfernt werden. Hierzu wird ein besonderer Destillationsprozeß geübt, während dessen die Temperatur in einem Vakuum auf 140° gebracht wird. Wenn das Destillationsverfahren beendet ist, bleibt nur das Kalkrestelet des Holzes nebst einigen mineralischen Salzen übrig, und dieser aus der Holzmasse gewonnene Rest ist ohne weiteres schmelzbar. Man erhitzt das Material unter einem Druck von 1,5—2 Atmosphären zu 800°, wobei natürlich der Sauerstoff abgeperrt werden muß, damit das Holz nicht verbrennt. Gewöhnlich geschieht dies, indem man den Sauerstoff durch Stickstoff verbrennt. Das geschmolzene Holz hat außerst wertvolle Eigenschaften, besonders zu technischer Verwendung. Es ist außerordentlich feinstkörnig und daher sehr polierfähig und wegen seiner hervorragenden Härte mehr als gewöhnliche Holzarten gegen Abnutzung geschützt. Auch nimmt es Druckerchwärze und ähnliche Stoffe sehr leicht an und widersteht auf der andern Seite vorzüglich allen mit diese Substanzen angewendeten chemischen Reinigungsmitteln. Darum kann man aus geschmolzenem Holz auch Druckplatten herstellen, für die man bisher immer Gips und Zinkmetalle gebrauchte. Endlich kann das Holz während des Schmelzens mit antiseptischen Stoffen veretzt werden, wodurch es eine starke Widerstandskraft gegen Infektenfraß und Fäulnis erhält und somit für Bauzwecke besonders wertvoll wird.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Richtzettel.

- Sonntag: Knorr's Kaiser-suppe, Kochfleisch, Gurkensalat, Kartoffelschnee.
- Montag: Rübelsuppe, Blattgemüse von Römisch-Kohl, Fleischsaugen, Pellkartoffeln.
- Dienstag: Grüne Bohnensuppe, Kartoffelköße von woh geriebenen Kartoffeln, Kompott von Geleeräpfeln.*
- Mittwoch: Pfifferlingsuppe, Stielgemüse von Römisch-Kohl, Salzkartoffeln.
- Donnerstag: Apfelsuppe, Krautwickel, Tomatentunke, ge-flozene Kartoffeln.
- Freitag: Daseruppe, Erbsen- und Rübengemüse mit Klößchen, Salzkartoffeln.
- Samstag: Gemüsesuppe, Zwetschenköße.**

* Apfelpompott: Da das Obst in diesem Jahre möglichst ausgenützt werden muß, so kocht man die Äpfel ungeschält, schüttet den Saft für Gelee ab, treibt das Mark durch das Sieb, wärrt mit Bimt oder Zitrone und süßt erst dann mit Zucker oder Saccharin.

Bei Apfelfeese, das bald verwendet werden soll, kann man zum Steifen Gelatine verwenden, man spart dadurch an Zucker; allerdings wird es sich dann nicht über Winter halten.

** Zwetschenköße. Man macht einen Teig von ge-waschen geriebenen Kartoffeln wie zu Kartoffelköße (sehr gut ist etwas Grieß darunter), wüllt ihn fingerdick aus, gibt eine trockne Zwetsche darauf und formt eigwose Köße, die man 10 Minuten langsam kochen läßt. Mit brauner Butter anrichten.

Stat-Aufgabe.

Nachdem Borhand auf Pique-Solo gereizt worden und den (übrigens auch zu verlierenden) Grand überleben hatte, spielt sie Treff-Solo auf folgende Karten:



Das Spiel wird durch unvorsichtiges Einstecken verloren, obwohl die Trümpe nicht in einer Hand sind und 20 Augen im Sta liegen. Wie verliert das Spiel?

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

G
A n b
B e t t y
G a t z k o w
A n k e r
P o l
w